

Sitzungsberichte der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Philosophisch-historische Klasse

Jahrgang 1951, Heft 4

Die noetischen Grundlagen
der Syntax

Von

Erwin Koschmieder

Vorgetragen am 6. Juli 1951

München 1952

Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

Wenn hier von den noetischen Grundlagen der Syntax die Rede sein soll, so bin ich mir voll bewußt, wie schwierig, wichtig und verantwortungsvoll ein solches Vorhaben ist, und ich glaube nicht, daß ich das hier noch besonders begründen muß. Man ist ja zu leicht geneigt, wie das Weisgerber erst kürzlich wieder betont hat, Dinge, die man in seiner Muttersprache erkannt hat, für schlechthin allgemeinsprachlich zu halten¹ und dann Verallgemeinerungen auszusprechen, die doch nachher im empirisch feststellbaren Tatsachenmaterial anderer Sprachen eine Bestätigung nicht finden. So ist in der bisherigen Syntax eine außerordentlich starke Subjektivität fühlbar, die es schon manchen Forschern am zweckmäßigsten erscheinen ließ, in einer wissenschaftlichen Darstellung einer Sprache gerade auf die Syntax zu verzichten. Sind doch für einen der Kernbegriffe der Syntax, nämlich den Satz, der Wissenschaft rund 150 Definitionen vorgelegt worden, von denen nicht etwa 149 unsinnig sind, eine aber richtig. Und diese chaotischen Verhältnisse machen das ganze Gebiet nicht nur schwierig, sondern auch unpopulär. Gewisse, allerdings prinzipielle, Gründe dieser Schwierigkeiten glaube ich aufweisen und in großem Umfange beseitigen zu können. Und diesem Problem sollen meine Ausführungen gewidmet sein. Daher werde ich hier auf folgende Fragen folgende Antworten zu geben suchen

1. Woran liegt es, daß die Phonation klarer, objektiver und exakter bestellt ist als die Syntax? – Daran, daß die interlingual variablen phonologischen Systeme durch die interlingual konstante Phonetik (Artikulationslehre) eindeutig beschrieben werden können.

2. Kann man die Syntax auch ähnlich sicher basieren wie die Phonationslehre? – Ja! Durch Erforschung und Anwendung der interlingual konstanten Noetik.

¹ Besonders stark ist eine Abneigung gegen solche Verallgemeinerungen auch in den interessanten Werken Viggo BRØNDALs (Essais de linguistique générale 1943 – usw.) zum Ausdruck gekommen.

3. Wie haben wir uns die interlingual konstante Noetik vorzustellen? – Als dreidimensionale ἐνέργεια der drei noetischen Operationen.

1. Wenn man sich die Frage vorlegt: Wie kommt es wohl, daß in der Phonationslehre eine so verhältnismäßig große Wissenschaftlichkeit erreicht ist, während in der Syntax doch weitgehend Subjektivismus und Unklarheit herrscht? – so kann man nur vergleichsweise auf die theoretischen Grundlagen der beiden Disziplinen hinweisen. In der Phonationslehre oder Aussprachelehre ist die Schaffung dieser theoretischen Grundlagen gar noch nicht so sehr alt. Aber sie hat dazu geführt, daß die wissenschaftliche Aussprachelehre heute doch schon eine sehr starke Einheitlichkeit aufweist und trotz aller Uneinigkeit verschiedener Schulmeinungen und Methoden gewisse Grundlagen für die Theorie allgemein gefunden hat. Das geht so weit, daß man in dem doch angeblich so auf die praktische Diesseitigkeit eingestellten Sowjetrußland heutzutage die wissenschaftliche Aussprachelehre in die Schulgrammatiken aufgenommen hat – während sie bei uns leider nicht einmal auf der Universität für die Muttersprache verpflichtend ist.

Die größere Einsichtigkeit der Aussprachelehre – oder wie man sie jetzt nennen will, „Laetik“ – gegenüber der Syntax beruht vor allem darauf, daß man im vergangenen Jahrhundert in der physiologischen Artikulationslehre, der sog. „Phonetik“, ein interlingual konstantes Bezugssystem für die Beschreibung und Darstellung der interlingual variablen einzelsprachlichen Systeme gefunden und erforscht hat, dem dann eben in dem ersten Viertel des 20. Jahrhunderts die Erforschung des interlingual variablen Einzelsprachensystems in der sog. „Phonologie“ folgte. Wir besitzen also heute die Methode, das von Natur interlingual Konstante und das interlingual Variable einzelsprachlicher Konventionen in Schichten am einzelsprachlichen Gesamtphänomen zu lösen – was φύσει und was θέσει daran so und nicht anders ist, zu unterscheiden. Es liegt in der Artikulationslehre eine für alle Sprachen der Welt und für alle Zeiten geltende und alle Möglichkeiten umgreifende Wissenschaft vor, die eindeutig erklärt, was für ein Resultat entsteht, wenn eine bestimmte Artikulation vorgenommen wird – und was für eine Artikulation vor-

genommen werden muß, wenn ein bestimmtes akustisches Resultat entstehen soll. D. h. schließen wir z. B. die Lippen fest unter Senkung des Gaumensegels und lassen wir den Luftstrom durch die nur wenig, d. h. in Stimmstellung, geöffneten Stimm lippen durch die Nase entströmen, so ertönt in allen Sprachen ein *M*. Und umgekehrt, wenn dieser akustische Laut *M* ertönt, so wird er durch die genannte Artikulation hervorgebracht. Diese Wissenschaft geht bekanntlich bis in die feinsten Nuancen der Lautung hinein und nimmt sinnreiche Apparate zur genauen Registrierung zu Hilfe und stellt im ganzen trotz aller Streitigkeiten der Gelehrten um Einzelheiten doch eine nachprüfbare Kenntnis von physiologischen, psychologischen und akustischen Tatsachen dar, die eben interlingual konstant bleiben.

Nun ist aber die Verwendung der bis ins Unendliche gehenden Artikulationsmöglichkeiten in jeder Sprache eine andere, und zwar sowohl hinsichtlich der Ausnutzung der Artikulationen als auch hinsichtlich ihrer Geltung. Wie nämlich z. B. die Artikulationsmöglichkeit, die im Englischen im *th* vorliegt, im Deutschen oder Französischen ungenutzt bleibt, oder die des russischen *ш* (*š*) im Deutschen, oder die des deutschen *h* im Französischen oder Russischen usw., so ist andererseits die Geltung ein und derselben Artikulation oft in verschiedenen Sprachen ganz verschieden, und diese Geltung ist für die Sprachwissenschaft von entscheidender Bedeutung. Wir haben z. B. im Deutschen zwei verschiedene Artikulationen in *r* und *ʀ* (γ), aber trotz ihrer verschiedenen Artikulation und ihres doch deutlich verschiedenen akustischen Resultats ist ihre Geltung in bezug auf die Bedeutung des betreffenden Wortes dieselbe. Während der Artikulationsunterschied zwischen *r* und *s* in *ra.t* (,Rad') und *sa.t* (,Saat') von bedeutungsunterscheidender Kraft ist, ist der von *r* (Vorderzungen-vibrationslaut) und *ʀ* (Hinterzungen-Gaumen-Reibelaut) in *ra.t* // *ʀa.t* (,Rad') für die Bedeutung ohne Einfluß: „irrelevant“. Das ist in anderen Sprachen oft anders, z. B. in der Sprache gebildeter Weißbruthenen: da ist dieser selbe artikulatorische Unterschied von ebensolcher bedeutungsunterscheidender Kraft (,Relevanz'), wie im Deutschen der zwischen *r* und *s* in ,Rad' und ,Saat'. Dieselbe Lautfolge *ra.t* heißt dort ,gern' und *ʀa.t* ,das Reptil' (geschrieben *рад* und *рад*). Vgl. auch Neugriechisch gen. sing.

ἀγάπης// n. sg. ἀγάπης. Andererseits sind z. B. *r l* im Deutschen beide von bedeutungsunterscheidender Kraft, z. B.: *rot Lot, Schalen Scharen, Rand Land* usw. – Dagegen im Japanischen sind *r* und *l* nicht von bedeutungsunterscheidender Kraft.

Die Lehre von diesen Geltungen der Laute, die ja in jeder Sprache auf Konvention beruhen und interlingual variabel sind, ist die Phonologie. Sie ermöglicht es uns, das Phonemsystem der Einzelsprachen festzustellen, für dessen wissenschaftliche Beschreibung wir die Phonetik brauchen. Beides bildet zusammen die „Aussprachelehre“, die eben erst durch diese zwei Gebiete zur Wissenschaftlichkeit erhoben worden ist. Die Phonologie lehrt uns, welche Phoneme eine Sprache besitzt und in welchen Varianten sie auftreten – die Phonetik, wie sie artikuliert, beschrieben und benannt werden müssen.

2. Es erhebt sich also die Frage, ob nicht auch in der Syntax die Unterscheidung von interlingual variablen und interlingual konstanten Schichten zu einer Vertiefung oder Verwissenschaftlichung führen kann.

a) In den bisherigen Darstellungen der Syntax ist gewöhnlich die sprachliche Substanz als etwas interlingual Variables untersucht und dargestellt worden, und zwar meist ohne ein ausgesprochenes Bewußtsein dafür, was daran konstant und was variabel im Vergleich zu anderen Sprachen sein könnte. Dabei ist man eigentlich vorwiegend der Ansicht gewesen, es sei alles interlingual variabel. Diese Ansicht hat natürlich ihre guten Gründe. Tatsächlich ist auch ein gut Teil der syntaktischen Substanz variabel. Versuche, die auf eine Feststellung des interlingual Konstanten hiezien, sind seit Steinthal und Mistelli immer wieder abgelehnt oder übersehen worden. Die Wirkung solcher konstanter Begriffe aber hat man freilich nicht ganz umgehen können, aber man hat sie meist einfach und unbewußt als gegeben hingenommen, ohne sich mit ihrer Definition und ihrer Natur weiter zu befassen: z. B. was eine Eigenschaft, eine Gegenwart, ein Grund usw. ist, das wurde als allgemein bekannt, sicher und einsichtig angesehen und gar keiner Untersuchung unterzogen. Ein gewisser naiver Realismus ließ eine systematische Sichtung solcher Grundbegriffe gar nicht zu oder verwies sie an die Philosophie. Diese machte sie aber wieder

von „der“ Sprache abhängig. Damit wurde man aber den Tatsachen nicht gerecht, denn man substituierte¹ einfach in großem Umfang einer fremden Sprache die Kategorien der eigenen oder zum mindesten einer bekannten Sprache, etwa dem Semitischen die „Tempora“: „Imperfektum“ und „Perfektum“, dem Türkischen einen „Aorist“ usw. Dabei verwechselte man dann auf dem Gebiete der Funktionen grammatischer Kategorien immer noch sehr gern das „Bezeichnende“ mit dem „Bezeichneten“ und diese mit dem „Gemeinten“²; natürlich waren dann die Resultate dementsprechend unklar. Der Studierende mußte dann nach Aneignung des Inhalts eines solchen Lehrbuches im praktischen Sprachleben seine bewußten theoretischen Kenntnisse durch eine unbewußte praktische Übung berichtigen oder gar ersetzen, so daß bei manchen Individuen eine oft ganz unbewußte Kluft zwischen theoretischem Wissen und realer Sprachkenntnis³ entstand, die das ganze Gebiet der Sprachgebilde ergreifen konnte. Derartige Verhältnisse sind natürlich nicht das Ideal einer wissenschaftlichen Sprachbetrachtung. Während aber die Phonationslehre eben durch bewußten Ausbau der Phonetik und der Phonologie diese Kluft rasch ausfüllte, blieb die Syntax durch das Fehlen eines systematischen Ausbaus der Lehre vom interlingual Konstanten wissenschaftlich einfach im Rückstand. Die zünftige Sprachwissenschaft leugnete ausgesprochenermaßen (oder schweigend) die Existenz eines interlingual Konstanten für die Syntax meist ab. Die neuentstehende Logistik⁴ dagegen trat in einer be-

¹ Solche Substitution eigener Sprachgebilde wird in der Weise eines naiven Realismus im großen Umfang beim praktischen Sprachunterricht noch heute verwendet, besonders auf dem Gebiete der Phonation.

² Vgl. zu diesen Begriffen: „Zur Bestimmung der Funktionen grammatischer Kategorien“ (Abhandlungen der Bayer. Akademie der Wissenschaften XXV, 1945).

³ Einen interessanten Fall einer solchen Kluft erlebte ich in Wilna im Jahre 1937. Ein höherer Forstbeamter (mit akademischer Bildung) versuchte mir auseinanderzusetzen, daß der Genitiv S. von *stól stola* und der Dativ *stolu* lautete. Er hatte als Deklinationsmuster *chlop* lernen müssen. Auf meine Frage, ob er denn *niema stolu* oder *stola* sage, gab er zwar *stolu* zu, behauptete aber, das sei eine spezielle „Redensart“, die man nicht als Beweis heranziehen dürfe.

⁴ Diese Ansicht vertrat besonders Carnap in seiner „Logischen Syntax“. 1934.

stimmten Periode geradezu mit dem Anspruch auf, sie sei die eigentliche Sprachwissenschaft, wenigstens auf dem Gebiete der Syntax. Die empirische Syntax der Sprachwissenschaft beschäftigte sich dabei induktiv mit dem interlingual Variablen (unter unbewußter Einbeziehung und Verwendung undefinierter und unkontrollierter Begriffe aus dem Gebiete des interlingual Konstanten). Die apriorische der Logistik beschäftigte sich deduktiv mit dem interlingual Konstanten (in den für die Logistik bezeichnenden Grenzen), aber auch nicht ohne unbewußte und fachlich unkontrollierte Verwendung von Begriffen auf dem Gebiete des interlingual Variablen.

b) Ein gut Teil aller solcher Unzulänglichkeiten der Syntax beruhte natürlich auf der Verschiedenartigkeit der Voraussetzungen, von denen an die Probleme herangegangen wurde. Daß das Denken für die Sprache und besonders für die Syntax von großer Bedeutung ist, erkannte man bald, aber hier trennten sich die Ansichten bei den Psychologen bald in zwei Lager: die einen machten das Denken von den Formen der Sprache abhängig (Klages), die anderen meinten, man könne denken, ohne seine Gedanken sprachlich zu formulieren (Kainz). Den ersten folgten dann unter den Sprachwissenschaftlern die sogen. Strukturisten, die ihrerseits auf Grund der physiologisch-naturwissenschaftlichen Seite der Phonetik eine Abscheu vor allem Psychologischen oder gar Philosophischen haben und so sich ganz realistisch-naturwissenschaftlich und „exakt“ vorkommen, wenn sie für die Sprachwissenschaft nur das anerkennen, was tatsächlich in der betreffenden Sprache vorkommt; da das aber in allen Sprachen verschieden sei, könne es eben keine allgemeine Sprachwissenschaft auf diesem Gebiete geben. So sind also die Voraussetzungen recht verschieden, von denen man an die Syntax herangeht. Dazu kommt, daß der seit dem vorigen Jh. herrschende Historismus vor allem auf die Erklärung sprachlicher Probleme aus der geschichtlichen Entwicklung aus war und die Fragen der sogen. deskriptiven Grammatik gern als unwissenschaftlich beiseite schob. Da der genannte Fragekomplex aber mehr der synchronischen als der diachronischen Betrachtungsweise angehört, wurde er nicht genügend gewürdigt.

c) Klages hat sich neuerdings wieder ganz scharf in seinem Buche „Die Sprache als Quell der Seelenkunde“ (Zürich, Hirzel 1948) gegen die Vorstellung ausgesprochen (z. B. S. 94), „es könne der Denkvorgang ohne inneres Sprechen stattfinden“.

Was Klages und andere dazu bestimmt, die Möglichkeit zu denken ohne sprachliche Formulierung einfach abzuleugnen, sind ganz vorwiegend Erwägungen allgemeinen Charakters. So hat dem Kainz ebensolche Erwägungen allgemeinen Charakters entgegengehalten. Kainz führt dabei u. a. aus, daß z. B. ein Chauffeur vor seiner stehengebliebenen Maschine lange dastehen und in das Werk der Maschine hineinschauen kann (ohne dabei seine Gedanken sprachlich zu formulieren), bis er auf einmal den Fehler erkennt (auch ohne den Fehler sprachlich zu formulieren). Er denkt dabei, ohne sprachlich zu formulieren. Leider hat Klages es nicht für nötig gehalten, sich mit diesem Einwand auseinanderzusetzen: *stat pro ratione voluntas*. Trotzdem will ich das Problem von einer anderen Seite erneut angehen, nämlich von der sprachlichen Tatsache und vom sprachlichen System. Sicher erscheint mir zunächst: was ich sprechend formulieren kann, das kann ich auch denken. D. h. wenn ich eine „Vorvergangenheit“ als Deutscher im „Plusquamperfektum“ formulieren kann, dann kann ich sie auch „denken“. Was in der betreffenden Sprache als „Bezeichnendes“ ein „Bezeichnetes“ hat, besitzt auch stets ein „Gemeintes“ – man „meint“ etwas damit. Das wird auch Klages nicht in Zweifel ziehen.¹

Wenn man aber weiter etwas „meint“ oder „meinen kann“, so muß man es wohl auch denken können, denn wie sollte man es meinen, ohne es zu denken? Nun kann man aber – und dies scheint manchen entgangen zu sein – sehr wohl etwas meinen, was noch nicht formuliert ist. Und daß wir gar sehr oft etwas meinen, was wir noch nicht formuliert haben, ja manchmal noch

¹ Hierbei wird m. E. eine gewisse definatorische Unzulänglichkeit des Begriffes „denken“ offenbar, die in dieser ganzen Auseinandersetzung eine fatale Rolle zu spielen oder gespielt zu haben scheint. Man hat offenbar den Bereich dieses Begriffes verschieden weit gespannt. Es bleibt hier Sache der Festsetzung, ob man in der psychologischen Terminologie die noch unformulierte Anstrengung, eine Frage zu lösen, schon als „denken“ bezeichnen will, oder nicht.

nicht formulieren können, ist doch eine ganz banale Weisheit. Wie oft kommt man nicht in der Wissenschaft dazu, erst nach Festlegung eines bisher unbekanntes Begriffs seinen Namen festzusetzen! Wie oft weiß man im Alltag einen Gegenstand, der einem vorschwebt, nicht zu benennen! ‚Denkt‘ man dann nicht über ihn nach? Und kann man nicht über ihn und mit ihm ‚denken‘? Wie oft – und dafür will ich sogleich Belege anführen – meint man in der Syntax etwas, wofür man gar kein Formenmittel besitzt!

Sprachlich in Gedanken formulieren kann ich aber nur etwas, was in der Sprache formell vorhanden ist, und formell vorhanden ist es entweder im Wort oder im syntaktischen System (z. B. in den Formen). Der Satz aber bietet die Möglichkeit, alles und jedes zu benennen. Es besteht hier keine Nötigung nachzuweisen, daß eben auf dieser Möglichkeit des Satzes die praktische Unendlichkeit jeder menschlichen Sprache beruht. Wenn nun aber etwas im Wortschatz oder im Formensystem oder im syntaktischen System nicht vorhanden ist, so müßte man nach Klages immer, wenn man es ‚denken‘, d. i. ‚meinen‘ wollte, einen ganzen Satz oder mindestens eine Wortverbindung (in Gedanken?) formulieren. Diese Konsequenz der Klages'schen Auffassung trifft nun, wie man zeigen kann, offensichtlich nicht zu. Wenn nämlich etwas im System einer Sprache nicht vorhanden ist, so formulieren wir unsere Gedanken eben meistens in solche Worte, daß das Gemeinte nicht nur nicht durch einen Satz oder eine Wortgruppe, sondern einfach formell gar nicht zum Ausdruck kommt, obwohl wir es nachweislich meinen. Erst wenn der Partner uns mißversteht, greifen wir zu synthetischen Mitteln.

d) Wir verstehen eben doch alle – gleichviel welche Sprache wir auch sprechen mögen – immer gerade syntaktisch außerordentlich viel aus dem Zusammenhang, und zwar nicht nur in Fällen, in denen wir das aus dem Zusammenhang zu Verstehende nur nicht sagen und nur „denken“, obwohl wir die sprachlichen Mittel dazu haben, sondern auch dort, wo wir es nicht ausdrücken können, weil wir im syntaktischen System die sprachlichen Mittel nicht dazu besitzen. Man hat ganz mit Recht gesagt, ohne diese Fähigkeit, aus dem Zusammenhang zu verstehen, wäre ein Verstehen überhaupt unmöglich. Dieses Verstehen aus dem Zusammenhang ist noch nie ausgiebig genug in der Wissenschaft

gewürdigt worden. Eine Studie, die ich darüber für die Endzeilen-Festschrift geschrieben habe, ist, wie diese ganze Festschrift, nicht erschienen. Ich muß hier einiges daraus wiedergeben, damit meine weiteren Ausführungen verständlich bleiben. Es bezieht sich also nicht nur auf solche Fälle, in denen das aus dem Zusammenhang zu Verstehende nur einfach weggelassen ist, obwohl es in der betreffenden Sprache sehr wohl im System existiert, wie z. B. in der Tram: „geradeaus“ für „bitte um einen Fahrschein: geradeaus“ u. a. m., sondern auch in Fällen, in denen die betreffende Sprache für das Gemeinte überhaupt kein Ausdrucksmittel besitzt. So besitzt z. B. das Chinesische beim Verbum überhaupt gar keine Flexion, also auch keine Tempora. Ob also der betreffende Sachverhalt als Gegenwart, Vergangenheit oder Zukunft gemeint ist, das versteht der Chinese, sofern er es nicht begrifflich ausdrückt, nur aus dem Zusammenhang. Verstünde er es gar nicht und meinte er es auch nicht, so wäre er mit seiner Sprache nicht fähig, die wichtigsten Dinge des allgemein menschlichen Alltags zu denken und mitzuteilen – aber vielleicht ist es wirklich so?! – Nun, wir wollen diese Frage aus einem analogen Falle unserer Muttersprache beantworten, wo wir die Verhältnisse leicht beurteilen können.

Das Deutsche kennt bekanntlich keine Verbalformen zum Ausdruck des Gegensatzes, daß ein Sachverhalt *hic et nunc* vor sich geht, also einen individuellen Zeitstellenwert hat, und – daß ein Sachverhalt eine immergültige Wahrheit ist, also keinen individuellen Zeitstellenwert hat. Wir sagen z. B. *das Holz brennt gut*, wenn wir einen jetzt gerade *hic et nunc* vor sich gehenden Sachverhalt damit bezeichnen wollen, und ebenso *das Holz brennt gut*, wenn wir die Eigenschaft des Holzes, in Feuer aufzugehen, seine Brennbarkeit, darstellen wollen. Dieser wichtige Unterschied kann mit keiner Form des Verbums ausgedrückt werden: *brennt*, das als Hauptfunktion die Gegenwart *hic et nunc* im Gegensatz zum Präteritum und Futurum ausdrückt, kann so oder so gemeint und so oder so aus dem Zusammenhang verstanden werden. D. h.: wenn wir auch keine besondere Form für die Außerzeitlichkeit besitzen, so sind wir doch als Sprecher imstande, eine solche zu meinen, und als Hörer, sie aus dem Zusammenhange zu verstehen, wir können ja „überhaupt“

dazusetzen. Die Möglichkeit eines Mißverständnisses zeigt das sehr deutlich. Wenn ich z. B. bei einem Brennstofflager zu meinem Begleiter sage: „das Holz brennt“ und dabei nur von der Brennbarkeit überhaupt reden will, mein Begleiter aber in der falschen Ansicht, es handle sich um das Holz des Lagers, sofort seine Wasserkanne darauf ausgießen will, so sage ich dann: „Ach, halt! Das meine ich ja gar nicht. Ich meine ja: nur so überhaupt!“ Ich kann das also meinen – obwohl ich eine besondere Form dafür im syntaktischen System der Sprache nicht habe. Es gibt Sprachen, in denen eine besondere Form dafür vorhanden ist, die dann gebraucht werden muß und kein Mißverständnis zuläßt, z. B. im Türkischen heißt *odun yanar* ‚das Holz brennt‘ = ist brennbar, im Gegensatz zu *odun yanyor*, ‚das Holz brennt‘ hic et nunc. – Auch im Englischen unterscheidet man *wood burns* = ist brennbar und *the wood is burning* = brennt hic et nunc. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß wir im Deutschen die Außerzeitlichkeit „meinen“ können, obwohl wir dafür im System keine besondere Form haben, und daß wir sie daher auch denken können – wie könnten wir sonst abstrakte Wissenschaften treiben?

Solche Beispiele von Fällen, wo wir denken, was in der Sprache im syntaktischen System keinen Ausdruck besitzt, ließen sich in großer Fülle aus den verschiedensten Sprachen anführen. Ich will nur noch auf einen schönen Fall aus dem Russischen hinweisen, der mir lehrreich zu sein scheint.

Das Russische besitzt keine Form zur Bezeichnung des „Regresses“ wie das lateinische oder deutsche Plusquamperfektum. Die Form *он упал* (*on upál*) ‚er fiel‘ ist ein Präteritum und bezeichnet die Vergangenheit. Man kann aber mit ihr auch trotz des Fehlens einer besonderen Formulierungsmöglichkeit im Russischen eine Vorvergangenheit meinen (also auch denken) wie im Deutschen – und man versteht sie ebenso mühelos aus dem Zusammenhang wie die Außerzeitlichkeit im Deutschen. Ein prächtiges Beispiel liest man da bei Turgenev in seiner Novelle *Vorobej* aus den *Stichotvorenija v proze*. Dort heißt es: „Ich war auf dem Rückweg von der Jagd und ging die Allee des Gartens entlang. Mein Hund lief vor mir her. Plötzlich verlangsamte er seine Schritte und begann sich zu ducken, als witterte er vor

sich Wild. Ich guckte die Allee entlang und erblickte einen jungen Sperling mit dem Gelben am Schnabel und Flaum auf dem Kopfe. Er *war* aus dem Neste *gefallen* . . . und saß . . . unbeweglich da. . . Mein Hund war dabei, sich ihm langsam zu nähern, als plötzlich vom nächsten Baum ein alter schwarzbrüstiger Sperling wie ein Stein gerade vor seine Schnauze *herabfiel* . . ." – ‚er war aus dem Neste gefallen‘ und ‚(als plötzlich) herabfiel‘ heißt beides убыл. Turgenev „meint“ im ersten Fall nicht einen in der Reihe der Geschehnisse eingetretenen Vorgang, sondern einen Regreß, eine „Vorvergangenheit“ – und der russische Leser versteht ihn auch so –, im zweiten Falle aber ein Reihenergebnis.

Ganz ebenso oder ähnlich „meint“ auch der Chinese mit einer einsilbigen, unveränderlichen Wurzel einen Vorgang mal in der Vergangenheit, mal in der Gegenwart, mal in der Zukunft, ohne das, was er meint, zu formulieren (oder formulieren zu können).

Im Tibetischen gibt es, wie Herr Kollege Helmut Hoffmann mir auseinandergesetzt hat, viele Fälle, in denen nach unserem Gefühl das Verstehen aus dem Zusammenhange evident ist, z. B. muß der Unterschied zwischen Aktiv und Passiv aus dem Zusammenhang verstanden werden: *btan - ba'i dnul* „das gegebene Geld“ aber *dnul btan - ba'i mi* der Mann, der das Geld gegeben hat.

Alle diese und unzählige andere Beispiele zeigen, daß wir sehr wohl etwas denken können, was wir mit Mitteln des syntaktischen Systems gar nicht ausdrücken können. Die ungeheuren Möglichkeiten des Wörterbuches aber setzen uns dann in die Lage, es „begrifflich“ synthetisch zu formulieren, z. B. durch adverbielle Bestimmungen, die wir aber sehr wohl weglassen und dem Verständnis aus dem Zusammenhang überlassen können. Nur eines scheint mir jetzt nötig zu sein: wir müssen uns klar werden, daß denken hier jetzt zweckmäßig genauer definiert wird, als Oberbegriff zu meinen und formulieren. Natürlich gibt es ein in Sätzen wörtlich formuliertes Denken – aber es gibt auch ein unformuliertes, und das kann beim Weglassen vorhandener Formennittel, oder aber auch beim Fehlen usuell geprägten Materials eintreten. Wie oft kommt es uns nicht vor, daß wir lange nach einer Formulierung suchen müssen für das, was wir meinen! Wollten wir aber nun das Denken nur aus dem System der Sprache ableiten, so müßten wir dem russischen Denken eine

Vorvergangenheit, dem deutschen eine Außerzeitlichkeit, dem Chinesen eine Zeit überhaupt absprechen, was absolut unrichtig wäre. Daß die Sprachform auf das Denken der Menschen einen großen Einfluß ausübt, soll damit nicht im geringsten bezweifelt werden. Nur die Gleichsetzung beider ist sicher falsch.

e) Welches Verhältnis aber besteht zwischen Denken und Sprechen? Das ist die Kernfrage meines Themas, auf die jetzt eingegangen werden muß.

Im allgemeinen ist da zunächst zu sagen, daß wir, wie wir eben gesehen haben, denken können, ohne unsere Gedanken innerlich in Sprache zu formulieren. Wir können Fragestellungen aufwerfen und vor allem auch ihre Beantwortung erkennen, ohne sie in Gedanken sprachlich zu formulieren. Wir können Zusammenhänge meinen, ohne sie zu formulieren, ja ohne sie im System formell ausdrücken zu können. Aber: die gänzlich unformulierten Gedanken sind zunächst jeder formellen Analyse unzugänglich.

Weiter ist ohne weiteres evident, daß wir das, was wir ausdrücken, was wir formulieren können, auch meinen, d. h. denken können müssen.

Das sind zwei grundlegende Beziehungen zwischen Denken und Sprechen, die für die Frage der Syntax bisher systematisch noch nicht ausgeschöpft worden sind und die Lösung vieler prinzipieller Probleme dieses Gebiets der Grammatik enthalten. Das syntaktische System einer jeden Sprache enthält nun „Gebilde“ für Zusammenhänge, die vom Sprecher gedacht werden können – aber die Zusammenhänge, die gedacht werden können und auch de facto gedacht werden, sind nicht alle im syntaktischen System einer Sprache als „Gebilde“ enthalten, sie können dann nur, allerdings also in weitestem Umfang, potentiell im Begrifflichen „synthetisch“ dargestellt werden.

Genau die gleichen Beziehungen finden wir im Wörterbuch: alle Bedeutungen, Begriffe und Funktionen, für die das Wörterbuch einer Sprache „Wörter“ enthält, können vom Sprecher gedacht werden – aber nicht für alle Bedeutungen, Begriffe und Funktionen, die vom Sprecher gedacht werden können, enthält die Sprache auch schon „Wörter“. Hier kann in unerhört großem Umfang Fehlendes synthetisch durch Wortgruppen ersetzt werden z. B. poln. *wuj* durch „Mutters Bruder“ usw.

Wenn wir nun die Möglichkeiten des menschlichen Denkens abwägen, so sind wir natürlich geneigt, sie inhaltlich für unendlich anzusehen – ganz ebenso übrigens, wie wir bei einiger Sachkenntnis die Möglichkeiten für Artikulationen von Lauten als unendlich anerkennen müssen. Ebenso wie die Unendlichkeit der Artikulationsmöglichkeiten im Aufbau des menschlichen Artikulationsapparates begründet liegt, so ist die Unendlichkeit des menschlichen Denkens im Aufbau des Denkens begründet und in seiner Beziehung zur Sprache – und wie die Artikulationsorgane und die Möglichkeiten ihres Gebrauchs für alle Menschen ohne Rücksicht auf die Sprache gleich, im Prinzip gleich, sind, so ist die Möglichkeit zu denken im Prinzip für alle Menschen ohne Rücksicht auf ihre Sprache gleich.

Das läßt sich m. E., soweit es eines Beweises überhaupt bedarf, leicht zeigen, indem man auf die höchst überraschenden Übereinstimmungen in der Formstruktur der gleichen Gedanken in sonst sehr verschiedenen Sprachen auf der einen Seite und auf den vollkommen identischen Gedankeninhalt verschiedenster Formstrukturen nicht nur in einer und derselben Sprache, sondern auch in verschiedenen Sprachen hinweist. Außerdem: dächten wir alle ebenso verschieden, wie unsere Sprachen gebaut sind, dann gäbe es keine einheitliche Mathematik, keine einheitliche Logik usw. In China wäre die Mathematik ganz anders als in Deutschland, usw.

Für und gegen die Gleichheit des menschlichen Denkens haben sich viele mit großer Überzeugung ausgesprochen, aber Beweise sind kaum dafür oder dagegen vorgelegt worden. Die Berufung auf das sprachliche System ist jedenfalls nach obigem dafür völlig ungenügend.

Wenn ich nun die Ansicht vertrete, alle Menschen müssen dasselbe meinen können, ganz gleich, wie ihr Formulierungssystem aussieht, so schließt das natürlich nicht aus, daß ein Mensch – auch bei ganz gleichem Formulierungssystem, d. h. gleicher Muttersprache – die Fähigkeit zu meinen in höherem Grade besitzt als ein anderer. Die Denkopoperationen sind bei einem intelligenten Deutschen keine anderen als bei einem primitiven, nur die Fähigkeit, damit umzugehen – und das ist beim Unterschied zwischen kultivierten und primitiven Völkern gar

nicht anders. Selbst primitive Völker, die das Zahlensystem in ihrer Sprache noch nicht entwickelt haben, meinen „fünf Finger plus fünf Finger sind zehn Finger“, ganz gleich, wie sie das auch ausdrücken mögen, nicht aber meinen sie, fünf Finger plus fünf Finger seien zehn Äpfel oder sechs Finger. Jeder Mensch kann meinen, daß ein Ereignis erst morgen eintritt oder schon gestern eingetreten ist – ob er es im System formulieren kann oder nicht.

Ist das Meinen – oder das Gemeinte – für alle Menschen gleich, so muß es auch bis zu einem gewissen Grade möglich sein, es zu beschreiben. Die Beschreibung des Gemeinten und des Meinens ist Aufgabe eines besonderen Wissensgebietes, das wir die Noetik nennen wollen. Dabei müssen wir dieses Meinen möglichst der sprachlichen Strukturelemente entkleiden, wie die Artikulation in der Phonetik eines jeden Bedeutungselementes.

Während wir bei der Beschreibung der Artikulationen in der Phonetik auf die anderen Wissenschaften zugängliche und bekannte Physiologie der Sprachorgane zurückgreifen können, ist die für unsere Noetik maßgebliche Denkpsychologie noch nicht so weit entwickelt, als daß wir uns hieraus auf Ergebnisse fremder Arbeiten stützen könnten. Wenn ich im folgenden nun die Grundzüge der Noetik in diesem Sinne darstellen will, so handelt es sich dabei um den Versuch, die dem Formulierten in unserem Sprechen zugrunde liegenden einheitlichen Operationen des Denkens im Gemeinten aufzuweisen, die alle Möglichkeiten des Gemeinten potentiell enthalten, so etwa wie die Artikulationslehre die Möglichkeiten aller Phoneme potentiell enthält. Und wie man mit Hilfe der Artikulation in der Phonetik jedes Phonem eindeutig beschreiben kann, so muß man mit Hilfe der Noetik alle Syntagmata eindeutig beschreiben können.

Vorarbeiten sind auf diesem Gebiet schon geleistet, am meisten wohl von Karl Bühler in seiner grundlegenden „Sprachtheorie“. Dieser große Theoretiker hat dort die Sprachwissenschaft mit tiefer Einsicht axiomatisiert. Leider ist er zu einer völligen Erfassung der Syntax noch nicht vorgestoßen. Ich werde jetzt zu Böhlers Axiomen eine Hypothese hinzufügen, die zum größten Teil mit den von ihm entwickelten Begriffen arbeitet. Ich nenne sie das Axiom der Dreidimensionalität der sprachlichen Noetik. Der Ausdruck Dimension ist hier bildlich gebraucht.

Natürlich kann im Denken von eigentlichen Dimensionen¹ kaum die Rede sein. Es soll damit gesagt sein, daß wir im Denken eines jeden Menschen auf dem Gebiete des Gemeinten drei voneinander ganz verschiedene Schichten unterscheiden müssen, die alle drei zum menschlichen sprachlichen Denken gehören, ohne Rücksicht darauf, welche Sprache der betreffende Mensch spricht, und die an sich potentiell alle Möglichkeiten des Gemeinten und der Formulierung durch das Bezeichnete im Bezeichnenden enthalten. Sie sind alle drei erforderlich, damit das entsteht, was wir eine menschliche Sprache nennen; fehlt eine von ihnen, so kann das Resultat keine menschliche Sprache sein. Untereinander stehen sie in engsten Beziehungen, ohne daß indessen – ganz wie bei den drei Dimensionen des Raumes – eine von ihnen etwa den anderen gegenüber irgendeine Priorität besäße. Was aus ihnen in jeder Sprache formuliert wird und was in welchem Systeme zur Verwendung kommt, d. h. was davon ins Interlingual-Variable einer jeden Einzelsprache eingeht, ist die Frage der einzelsprachlichen Konvention. Diese drei Dimensionen sind:

1. die Dimension der Operation der Nennung,
2. die Dimension der Operation der ontologischen Verzeitlichung,
3. die Dimension der sprachlichen Leistungsdirektive.

Das Gesagte erfordert eingehende Erläuterungen:

Im allgemeinen ist zunächst zu bedenken, daß in den Einzelsprachen auch verschiedene strukturelle Schichten oder, wenn man so will, Dimensionen vorhanden sind, jetzt z. B. in unserer Sprache: Laut, Wort, Satz. Mit diesen Schichten sind die drei

¹ Es ist mir eine besondere Freude, feststellen zu müssen, daß Prof. Alois Dempf jetzt in seinem interessanten Buche „Theoretische Anthropologie“ (München, Lehnen 1950) zu ganz verwandten Vorstellungen kommt (vgl. das ganze Kapitel IV: Die Philosophensprache und die Sprachphilosophie, S. 111–137). Leider muß ich es mir versagen, hier auf die Unterschiede zwischen unseren Auffassungen näher einzugehen. Es überwiegt bei Dempf das rein philosophische Denken. Die von der empirischen Linguistik festgestellte Vielgestaltigkeit der sprachlichen Wirklichkeit scheint mir dabei verschiedentlich nicht ganz zu ihrem Rechte zu kommen. Es wird mir eine Freude sein, bei anderer Gelegenheit seine interessanten Anschauungen für die Linguistik nutzbar zu machen.

noetischen Dimensionen nicht zu verwechseln, aber gerade welches Verhältnis zwischen ihnen und den noetischen Dimensionen vorliegt, ist die Frage der beschreibenden Syntax. Sie wird beantwortet mit der Aufweisung des einzelsprachlichen Systems des Bezeichneten.

Im einzelnen aber ist zu den noetischen Dimensionen noch folgendes zu erläutern:

1. Die Dimension der Nennung entsteht durch die Einführung eines sprachlichen Zeichens für ein Bezeichnetes, also z. B. Benennung von Begriffen, im übrigen von allen anderen Sinngehalten und Funktionen. Diese Schicht der noetischen Elemente ist einer sehr verschiedenen Gliederung fähig, und darin liegt ihre potentielle *Enérgeia* beschlossen, daß die unermessliche Wirklichkeit auch unendlich viele Möglichkeiten bietet. Wenn, wie billig, dabei von der sprachlichen Substanz als einzelsprachlich und konventionell bestimmt abgesehen wird, so bleibt doch an sich das rein Noetische eben auch in seinen Möglichkeiten unbegrenzt. An Gliederungen, nach denen diese Schicht der noetischen Elemente geordnet werden kann, können z. B. folgende genannt werden:

a) durch den Grad¹ der Benennung; als Benennung 1. Grades (wie z. B. in den konkreten Einzelsprachen die *Nomina Propria*) und 2. Grades: die Klassen (z. B. in den konkreten Sprachen die *Nomina appellativa*) und 3. Grades: Klassen von Klassen (z. B. die Terminologie der Grammatik u. a. m.);

b) durch das Resultat der Benennung in Bedeutungsgruppen verschiedener Art bis zu den Begriffspyramiden;

c) durch die Art und Weise des Nennens in „Zeigwerte“ und „Symbolwerte“ (mit verzweigter Unterteilung);

d) durch die Anzahl der verwendeten Elemente in analytischer Urnennung mit Einzelementen und synthetischer Sekundärnennung durch Anreihen von Elementen. (Solche synthetische Benennungsgruppen bleiben, auch wenn sie zu mehreren aneinandergereiht werden, solange nicht die Operation der Verzeitlichung vorgenommen wird, Benennungen, sind eindimensional, und man kann an sie nur die Frage richten, was sie bezeich-

¹ In Czezowski's vortrefflichem Lehrbuch „Logika“ (Warschau 1949), „Logische Typen“ genannt (S. 17).

nen, und umgekehrt an die zugrunde liegenden noetischen Elemente nur die Frage stellen „wie heißt – – –?“, nicht aber die Frage „ist es wahr, daß – – –?“)

2. Die Dimension der Verzeitung entsteht, wenn eine Benennungsoperation außer dem Nennen noch ein Inbeziehungsetzen des Benannten zu Raum und Zeit enthält, d. h. wenn das Genannte seine ontologischen Koordinaten enthält. Meist handelt es sich dabei um eine Verbindung von zwei Benennungen in dieser Raum-Zeit-Dimension, wobei dann stets ein Gedankeninhalt oder „Sachverhalt“ („Tatbestand“) entsteht, der sinnvoll Gegenstand der Frage sein kann „ist es wahr, daß . . .“ (nicht aber: „wie heißt . . .?“).

Während ein Benennen an sich noch keinen Zeitbezug ausspricht – auch wenn es Zeitliches zum Gegenstand hat –, so hat doch jeder Sachverhalt eine bestimmte Beziehung zur Zeit. Und erst durch sie wird er überhaupt zum Sachverhalt.

Diese Beziehung zur Zeit umgreift dann zunächst die Bezeichnung, ob der Sachverhalt einen Zeitstellenwert hat oder nicht, und wenn ja, so kann dann die Zeitbeziehung nach den verschiedensten Zeitkonzeptionen vorgenommen werden, die aus den ontologischen Grundlagen des Zeitbegriffs ableitbar sind. Der Ausgangspunkt für diesen Zeitbegriff ist die Bestimmung, ob der fragliche Sachverhalt einen individuellen Zeitstellenwert besitzt oder nicht, d. h. ein jeder Sachverhalt ist entweder individuell im kalendarisch-chronometrischen System eindeutig festgelegt, oder aber nicht. Stellt man sich das kalendarisch-chronometrische System als eine unendliche gerade Linie vor, auf der die chronometrischen Einheiten abgetragen sind, d. h. als eine unendliche geradlinige Uhr, so gilt von jedem Sachverhalt, daß er entweder auf dieser Zeitlinie seine eigene individuelle Zeitstelle hat, seinen „Zeitstellenwert“, wie jeder konkrete Vorgang der Geschichte, oder daß er keinen solchen Zeitstellenwert besitzt, wie jede allgemeine Wahrheit, z. B. $2 \times 2 = 4$ oder ‚eine Hand wäscht die andere‘. Ein solches Verhältnis zur Zeit besitzen die Sachverhalte alle ohne Ausnahme und für alle Menschen, ohne jede Rücksicht darauf, ob dieser Unterschied im System der betreffenden Sprache einen formellen Ausdruck findet wie im Englischen oder im Türkischen, oder nicht, wie im Deutschen, Lateinischen oder Griechi-

schen. Sofern dann der Sachverhalt einen Zeitstellenwert besitzt, können zur Charakterisierung dieses Zeitstellenwertes im Zusammenhang der Rede mit Bezug auf andere Zeitstellenwerte die verschiedensten Zeitkonzeptionen auftreten. Ihnen allen liegt das Bewußtsein des Menschen zugrunde, daß die Zeit in immerwährender Bewegung ist. Diese Bewegung kommt durch die Lokalisierung des Ich in der Zeit zustande und besteht in einer dauernden Verschiebung des Ich und der Zeitstellenwerte zueinander. Sie ist in zwei verschiedenen Bildern vorstellbar:

1. Das Ich wandert fortwährend aus der Vergangenheit in die Zukunft.
2. Die Zeitstellenwerte wandern dauernd aus der Zukunft in die Vergangenheit.

Aus diesen Vorstellungen ergeben sich verschiedene Zeitkonzeptionen, d. h. Arten des „Zeitbezugs“, z. B. die Konzeption des Lageverhältnisses der Zeitstellenwerte zum Ich im Augenblick des Sprechens, die Konzeption des Richtungsbezugs u. a. m. In dieser zeitlichen Charakterisierung ist eine große Zahl verschiedener Möglichkeiten gegeben, und es ist dann für jede Sprache ganz außerordentlich charakteristisch, welche Art des Zeitbezuges in ihr ihren formellen Ausdruck findet und wieweit dieser in allen Konsequenzen ausgebaut ist. Auch hier steckt in der ontologischen noetischen Dimension die potentielle Energieia zu einer großen Vielfalt von sprachlichem Verhalten. Diese Energieia ist jedem menschlichen Sprechen eigen; ob und wie sie strukturell in der Sprache zu formellem Ausdruck kommt, gehört zu den interlingual durchaus variablen Größen. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß es Sprachen gibt, wie z. B. das Chinesische, das Grönländische und viele andere, in denen formelle Mittel des Struktursystems zum Ausdruck des Zeitbezugs nicht vorhanden sind, jeder notwendige Zeitbezug aber selbstverständlich in der Intention des Sprechers gemeint und vom Hörer auch verstanden wird. Die Vorstellung etwa, der Chinese könne einen zukünftigen von einem vergangenen Sachverhalt nicht unterscheiden, weil er eben keine formellen Mittel in seinem System hat, ist, wie ich oben u. a. an Hand des Plusquamperfekts im Russischen gezeigt habe, als vollkommen unrichtig abzulehnen. Wie hier im

Bezeichnenden eine sehr große Zahl von Möglichkeiten für Einzelsprachen vorliegt, so liegt natürlich auch die Möglichkeit für sehr viele Systeme im Bezeichneten vor. Die Vorstellung, unser abendländisches Zeitbezugssystem sei in den verschiedenen europäischen Sprachen das gleiche und sei vor allem das Zeitsystem an sich (wobei alle anderen als Abweichungen auf unser Zeitsystem zu beziehen wären), ist natürlich naiver Realismus und im Grunde nichts anderes als die Substitution z. B. der Phoneme der Muttersprache in der Phonation anderer Sprachen.

3. Die dritte Dimension umgreift die „Leistung“ der Sprache; mit den Operationen der beiden ersten Dimensionen, also mit Benennung und Zeitbezug ist nämlich die Sprache noch unvollständig. Eine solche nackte Zeitbestimmung zwischen zwei Genannten reicht für die menschliche Sprache noch nicht aus. Wenn z. B. noetisch eine Zeitbeziehung zwischen ‚Georg‘ und ‚Kommen‘ mit Zukunftswert hergestellt wird, so ist noch gar nicht gesagt, ob das Resultat dieser Verbindung z. B. als Mitteilung oder als Frage, als Befehl oder als Verbot, als Gegenstand der Freude oder des Unbehagens gemeint ist. Die dreifache Leistung der Sprache in „Darstellung“, „Auslösung“ und „Kundgabe“¹ muß gemeint, d. h. in ihrer Differenzierung gemeint werden können, ganz gleich, ob eine Sprache morphologische oder andere Zeichen dafür entwickelt hat. Der Sprecher muß eine dieser Leistungen meinen und der Hörer sie verstehen können. Ob also der Gedankeninhalt des Sachverhalts, der sich aus Dimension I und II zusammensetzt, als eine Darstellung, als eine Behauptung bzw. Verneinung, als ein Befehl, Wunsch, Frage bzw. Verbot oder als Anlaß zur Freude bzw. Trauer usw. aufgefaßt werden soll, das muß der Sprecher meinen und der Hörer verstehen können, sonst ist ein menschlicher Sprachverkehr eben einfach nicht durchzuführen. Ein noetischer Akt z. B., der die Benennung

¹ Zu dieser Terminologie vgl. Karl Bühler: Sprachtheorie, 1934, S. 28 u. passim. Hier setzt Moritz Regula, Grundlegung und Grundprobleme der Syntax (Heidelberg, Winter 1951, S. 20 ff.), seine 5 „Denkdimensionen“ ein, dem ich aber hierin nicht folgen möchte. Ich schließe mich Bühler an und Klemensiewicz, Składnia opisowa współczesnej polszczyzny kulturalnej, Krakau 1937, S. 6/7, in dessen System die 3 Grundhaltungen Urteil, Gefühl, Wille sehr einsichtig eingesetzt sind.

gen ‚Georg‘ und ‚Kommen‘ mit Zukunftswert untereinander in der Zeitdimension verbindet, kann vom Hörer noch nicht verstanden werden, solange nicht einwandfrei klar wird, ob der Sprecher dem Hörer eine positive Mitteilung machen will (Darstellung: „Georg wird kommen“) oder, daß der Sprecher eine „Auslösung“ meint (und welche, z. B. „Georg soll kommen. Georg soll nicht kommen. Wird Georg kommen? usw.); oder ob er den noetischen Akt als „Ausdruck“ („Kundgabe“) seiner Freude („Hurra, Georg wird kommen“) bzw. seines Ärgers oder Schmerzes („daß doch Georg gerade kommen wird“) vornimmt. Mit welchen sprachlichen Mitteln in den Einzelsprachen das auch immer vorgenommen werden mag, es ist ein noetischer Akt, der für jede menschliche sprachliche Äußerung unentbehrlich ist.

Nachdem wir die noetischen Akte und Kategorien als das Interlingual-Konstante gemustert haben, das in jeder menschlichen Sprache in gleicher Weise vorliegt (wie die Artikulationen der Sprachorgane in der Phonation), müssen wir noch einen Blick auf die interlingual variablen Strukturelemente der Einzelsprachen werfen, wobei zu unterscheiden wäre das Gebiet des Bezeichnenden von dem des Bezeichneten. Das mit der wünschenswerten Ausführlichkeit zu tun, ist im Rahmen einer solchen Arbeit wie die vorliegende nicht möglich und muß einem in Arbeit befindlichen Buche vorbehalten bleiben. Es sei jedoch ausdrücklich darauf hingewiesen, daß auch diese beiden Gebiete des Bezeichnenden und Bezeichneten mehrdimensional sind wie das eben besprochene Gebiet der Noetik. Nur ist ihre Struktur eben interlingual variabel und einsichtig beschreibbar nur durch den Maßstab des interlingual konstanten Gebiets der Noetik.

Die einzelsprachlichen Strukturelemente

Für alle Sprachen liegen als Strukturelemente folgende Schichten vor, deren Verwendung für die Syntax durchaus von der Konvention abhängt:

1. Phonationselemente: Prosodie aller Art,
2. Wörter und andere phonologische Gruppen als Bedeutungsträger aller Art („Morpheme“),
3. Wortverbindungen, besonders „Sätze“.

Wie sich diese Elemente auf die Noemata verteilen, wie sie gestaltet sind und was sie für Aufgaben erfüllen, ist für jede Sprache zu untersuchen, so wie das Phoneminventar und das phonologische System einer jeden Sprache besonders zu untersuchen ist. Dabei lassen sich dann die Sprachgruppen mit gemeinschaftlichen syntaktischen Merkmalen aufstellen.

Die drei Schichten der Strukturelemente enthalten jede weitere zahlreiche Elemente, die in den Einzelsprachen durchaus verschieden sein können; ihre Feststellung ist die wichtigste Auseinandersetzung der beschreibenden Syntax. Sie erfolgt nach Methoden der Phonologie (Morphonologie), wobei ganz rein empirisch von den bedeutungsunterscheidenden Oppositionen auszugehen ist. Der Zweck der Oppositionen ist morphonologisch auf diesem Wege festzustellen und mit noetischen Begriffen eindeutig zu definieren.

Dabei ergeben sich zwei Fragestellungen:

1. Welche Strukturelemente verwendet die betreffende Sprache zum Ausdruck bestimmter Noeme?
2. Was für ein Noem soll durch jedes einzelne Strukturelement der betreffenden Sprache zum Ausdruck gebracht werden?

Es ist also z. B. festzustellen:

1. Welche Strukturelemente verwendet, sagen wir, etwa das Deutsche zum Ausdruck der Vergangenheit, der Außerzeitlichkeit, des Effektivus, oder das Lateinische zum Ausdruck des Währens, der Außerzeitlichkeit, der Determination des Substantivums, oder das Griechische zum Ausdruck des Eintritts, der Vorvergangenheit, das Chinesische zum Ausdruck der Bedeutungsbereichseinschränkung durch Angabe des Besitzers, der Auslösung im Effektivus, usw.

2. Welche Bedeutung hat, sagen wir, im Lateinischen die Opposition *hic//ille*, der Konjunktiv, oder im Griechischen die Korrelation Aorist//Imperfektum, der Artikel, oder im Deutschen die Korrelation Imperf.//Perfektum, das Präsens, der Genitiv usw.

Es ist eine Unzulänglichkeit der allermeisten bisherigen syntaktischen Arbeiten, daß sie, nur von den Formen der betreffenden Sprache ausgehend, Antwort auf Frage 2 suchen, für Frage 1 aber nicht nur keine Methode ausgearbeitet haben, sondern sie sogar oft als unwissenschaftlich ablehnen.

Schlußwort

Es erhebt sich nunmehr die Frage: Inwiefern wird durch das Axiom der Dreidimensionalität der menschlichen Noetik die Syntax verwissenschaftlicht, und welches sind die vertieften Einsichten, die aus der Einführung dieses Axioms für die Sprachwissenschaft erwachsen? Wenn ich mir darüber Rechenschaft zu geben versuche, so beruht das vor allem auf dem Grundsatz, daß eine brauchbare sprachwissenschaftliche Theorie in irgendeiner Weise zur Erhöhung der Lehrbarkeit und der Erlernbarkeit von Sprachen beizutragen hat. Eine Theorie, die nichts als Theorie bleibt, ist meist wertlos. Daher muß hier in diesem Zusammenhang auf die oben gestellte Frage geantwortet werden.

1. Die Dreidimensionalität der Noetik ermöglicht eine Aufzählung der wichtigsten Noemata in systematischer Vollständigkeit, – natürlich nicht aller möglichen Noemata, denn diese sind an Zahl unendlich, – wohl aber der an sich endlichen Rahmengruppen, in denen die *Enérgeia* unendliche Möglichkeiten hat, von denen wie in der Artikulation einige typisch zu sein pflegen. Dadurch trägt sie entscheidend bei zur „Formalisierung“ der Syntax. Die Noetik ist ja eines der drei Gebiete: Bezeichnendes, Bezeichnetes und Gemeintes. Wenn die Lehre von dem Gemeinten, wie wir oben ausgeführt haben, unabhängig vom Bezeichnenden und für alle Sprachen dieselbe ist, dann ist ein systemerschöpfender Überblick über die Noetik ein wichtiges Erfordernis für die Formalisierung der Syntax. Das Bezeichnete ist ja eigentlich nur durch das Noem bestimmbar und beschreibbar. Für ein solches Noem aber kann dann natürlich theoretisch nicht als Benennung das Bezeichnende einer anderen Einzelsprache verwendet werden, weil dadurch ein *Circulus* entstände. Hier ist – wie in der Aussprachelehre eine von den einzelnen Alphabeten unabhängige artikulatorische Benennung und „analphabetische“ (Jespersen) Lautschrift – eine von den Einzelsprachen unabhängige noetische Benennung und symbolische Schreibung dringend erforderlich. Diese Schreibung ist eine „Formalisierung“ (auch die Idiogramme sind eine Formalisierung, in diesem Falle aber des Lexikons). Also ist eine Formalisierung der Noetik unvermeidlich, und dazu ist, was in unse-

rem Zusammenhang besonderes Gewicht hat, die Dreidimensionalität von ausschlaggebender Bedeutung. Wie ich mir diese Formalisierung der drei Gebiete: Bezeichnendes, Bezeichnetes und Gemeintes vorstelle, habe ich in einem Aufsatz in „Kontrolliertes Denken“, einer Festschrift für Wilhelm Britzelmayr, München 1951, unter dem Titel „Aus den Beziehungen von Sprache und Logik“ kurz skizziert. Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine prägnante formelhafte Darstellung der Noetik sowohl für die Erforschung als auch für die Lehrbarkeit der Sprachen eine große Rolle spielen wird.

2. Durch das Axiom der Dreidimensionalität der Noetik wird weiter die bisher mit einem gewissen Recht gerade ihrer bisherigen Systemlosigkeit wegen als unwissenschaftlich empfundene Fragestellung: „Wie wird in der Sprache L das . . . ausgedrückt?“ so mit vollem Bewußtsein einer wissenschaftlichen Erfassung zugänglich gemacht. Sehr lange hat man als wissenschaftliche Methode nur die Fragestellung anerkannt: „Was bedeutet der Ausdruck . . . in der Sprache L?“ Und doch unterliegt es gar keinem Zweifel, daß für Lehren und Lernen gerade die erste Fragestellung von einer ausschlaggebenden Bedeutung ist und das unentbehrliche Korrelativ zur zweiten darstellt. Durch die Dreidimensionalität der Noetik wird in der Didaktik diese erste Fragestellung durchaus ihres unwissenschaftlichen Charakters entkleidet, da wir jetzt systematisch die Noemata unabhängig von der Muttersprache des Lernenden in wissenschaftlicher Ordnung aufführen können. Die Fragestellung entspricht in der Aussprachelehre etwa der: „Mit welcher phonologischen Funktion wird in der Sprache L die Artikulation . . . verwendet?“

Wir müssen z. B. bei der ontologischen Dimension der Verzeitung (II) jetzt sinnvoll sogleich am Anfang unter anderem auch die Frage stellen: Wie wird in der Sprache L die Außerzeitlichkeit dargestellt? Bisher kam man – vom Deutschen und Lateinischen aus – überhaupt nicht auf die Idee, diese Frage zu stellen. Ähnlich steht es mit „Währen“ und „Eintritt“, „Reihenereignis“ und „Regreß“ usw. und in der Leistungsdimension, z. B. mit dem „Effektivus“ (Koinzidenz) u. a. m.

Das hat große Bedeutung für Erforschung und Beschreibung bisher unbekannter exotischer Sprachen und für die Di-

daktik bekannter Sprachen, ja für die Lehre von der Muttersprache.

3. Die Noetik ermöglicht Beschreibung und Benennung der syntaktischen Elemente einer Sprache. Das, was da bisher geübt wurde, ist ja auch eine Art Noetik, nur hat man die Beziehungen der Noemata untereinander nicht erforscht und mit Bewußtsein berücksichtigt. Die Dreidimensionalität der Noetik ist aber die Grundlage dieser Beziehungen und spielt infolgedessen eine große Rolle. Die Einsicht in diese Dreidimensionalität läßt uns darüber hinaus für die Beschreibung einer Einzelsprache mit Konsequenz der Reihe nach systematisch die Frage stellen: Wie wird der Gedanke P, Q oder Z usw. in der betreffenden Sprache ausgedrückt, während für diese Beschreibung bisher eigentlich nur die Substitution eines Ausdrucks einer anderen Sprache zur Verfügung stand, so daß es völlig vom Zufall abhängig war, welche Fragen gestellt wurden. Meist waren sie als Ausdrücke der Muttersprache des betreffenden Forschers bestimmt. Das Axiom der Dreidimensionalität ermöglicht nunmehr die systematische Beibringung und wesenhafte Benennung und Definition¹ der noetischen Elemente ohne Abhängigkeit von der Einzelsprache des Forschers.

4. Die Herstellung der Beziehungen des Bezeichnenden mit den drei Dimensionen der Noetik zwingt den Bearbeiter zu „Definitionen“, die ja in der Noetik eine Allgemeingültigkeit erlangen sollen. Hier ist die große Crux der Syntax; in sehr vielen Fällen sind bisher große Auseinandersetzungen auf syntaktischem Gebiet vor sich gegangen, wo streitende Parteien die fraglichen Begriffe nicht einwandfrei und einsichtig definiert hatten. Das spielt aber nicht nur eine Rolle für die sogenannte Allgemeine Grammatik oder Allgemeine Sprachwissenschaft, das ist auch sehr wichtig für die Wissenschaft von der Muttersprache, denn erst

¹ In seiner interessanten Arbeit „Über den Ursprung des slavischen Verbalaspekts“ (Lund 1944), auf die ich anderwärts ausführlich zurückkomme, hält mir C. G. R e g n é l l vor, meine Definition des Verbalaspekts sei tautologisch. Es ist sehr zu bedauern, daß er es bei dieser rein subjektiven Feststellung hat bewenden lassen. Es hätte sich schon gelohnt, einen Beweis dafür zu geben, um so mehr als er selbst eine bessere Definition bedauerlicherweise nicht gibt, sondern sich nur über die Entstehung der Formenkategorie ausspricht.

dann wird man in der Lage sein, der Muttersprache im Rahmen der übrigen den richtigen Platz anzuweisen, wenn diese Definitionen nicht nur richtig sind, sondern auch richtig in die übrigen Definitionen eingeordnet werden. Dabei gibt es zweierlei Einordnungen; eine konventionell-phonologische im System des Bezeichneten der betr. Sprache – und eine „logische“ in den drei Dimensionen der Noetik.

Auf der einen Seite liegt der unleugbare Vorteil unserer Einsichten auf dem Gebiet der Funktionen grammatischer Kategorien, auf der anderen Seite können die konstruktiven Eigenschaften einer jeden Sprache nur so richtig gewürdigt werden.

Man kann schon als Beispiel die semitischen Sprachen anführen, deren Erforschung bei uns ja schon weit gediehen ist. Wir sind es einmal gewöhnt, grammatische Kategorien mit lateinischen Namen nach ihren Funktionen zu bezeichnen, z. B. *Präsens*, *Perfektum*, *Imperfektum*, *Futurum*, *Aorist*. Wenn wir damit jeweils dasselbe bezeichnen, so wäre das zulässig. Die Bezeichnung „Imperfektum“ aber im Hebräischen oder Arabischen ist z. B. völlig unbrauchbar; es benennt dabei nämlich der gleiche terminus wie im Lateinischen als sehr unvollkommene Substitution weder formell noch funktionell das gleiche wie im Lateinischen. Ein *jigtol* im Hebräischen oder *jaqtulu* im Arabischen ein Imperfektum zu nennen, ist also unsinnig und führt den Lernenden durchaus auf Abwege. Hier war es nötig, eine Benennung zu wählen, die das Wesen der Verwendung traf, ohne so sichtbar an ein gerade dem Wesen nach gänzlich anderes System anzuknüpfen. Und das hat nicht nur für die Lehre, sondern auch für die Forschung eine große Rolle gespielt. Ich brauche nur an die berühmte Dissertation von Bauer über die Tempora im Semitischen zu erinnern, in der ja bekanntlich die falsche Loslösung der 3 Schichten des Bezeichnenden, Bezeichneten und Gemeinten trotz hervorragender Gelehrsamkeit zu klaren Irrtümern geführt hat.

Ein gutes Beispiel für den Nutzen der Theorie für die Einsicht in die grammatischen Kategorien bildet der Effektivus aus der Koinzidenz. Ich habe darüber in den Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Bd. 25. 1945 S. 22 ff bereits geschrieben und brauche hier nur darauf hinzuweisen, daß

diese noetische Kategorie ohne unsere Theorie solange unzugänglich wäre, bis sie uns in einer konkreten Sprache als gramm. Kategorie entgegenträte. Dann aber müßte sie uns die größten Schwierigkeiten bereiten, wenn wir sie anders als noetisch behandeln wollten. Es ist ja bekannt, daß im Deutschen z. B. *ich bitte* zwei ganz verschiedene Funktionen haben kann, die wir in unserem System nicht verständlich unterscheiden und einbauen können: 1. kann es wie jedes andere Präsens eine Gegenwart *hic et nunc* ausdrücken, in der eine sich eben vollziehende Handlung berichtend dargestellt wird, wie etwa in *ich sitze, ich schreibe, ich trinke, ich esse* usw., wobei keineswegs etwa ein solches *ich bitte* der Ausspruch der Bitte ist, der den Gesprächspartner zu etwas veranlassen sollte: wenn mich etwa ein Freund in der Universitätsbibliothek fragt: „*Nanu, was machst Du denn hier?*“, und ich sage: „*Ich bitte [gerade] um Verlängerung der Leihfrist für meine Bücher.*“ An meinen Freund, der diese Bitte als Nichtbeamter auch gar nicht erfüllen könnte, wird hier keine Bitte gerichtet, und *ich bitte* ist nur eine berichtende Darstellung aber keine Bitte; – 2. kann es aber auch *hic et nunc* der Ausspruch der Bitte sein, wenn ich mich damit an den Beamten wende: „*Ich bitte [hiermit] um Verlängerung der Leihfrist für meine Bücher.*“ Wir differenzieren diese beiden Fälle nicht obligatorisch im System, sondern fakultativ synthetisch (*gerade* || *hiermit*) aber eindeutig klar und unvertauschbar. Aber dadurch, daß das nicht im System des Bezeichneten geschieht, können wir auf den ersten Blick den Platz im Noetischen dafür nicht sehen, – ja wir empfinden gar nicht, daß es dafür einen solchen geben könnte. Nach meinen obigen Darstellungen kann nun gar kein Zweifel sein, daß sich 1. und 2. in der Leistungsdirektive unterscheiden, und zwar ist 1. eine einwandfreie „Darstellung“, 2. dagegen eine „Auslösung“ – und zwar der Fall, in dem das Aussprechen der betr. Worte die Auslösung ist, nicht aber fordert. *Ich danke* als Auslösung, ist der Dank, während z. B. *ich sitze* natürlich nicht das Sitzen ist. Das ist nun eine durch das noetische System klare Einordnung, die ohne die Noetik eben schwer verständlich wäre. Interessant ist das verschiedene Verhalten der Einzelsprachen zu dieser Kategorie. Mir ist zufällig keine Sprache bekannt, die eigene grammatische Kategorien für diese Noemata

ausgebildet hätte. Aber selbst, wenn sich gar keine Sprache auf Erden nachweisen ließe, die diese Kategorie als gramm. Kat. in ihrem System aufwiese, so wäre dadurch keineswegs erwiesen, daß es diese Kat. an sich nicht gäbe. Sie kann ja früher schon in einer Sprache als gramm. Kat. existiert haben oder später mal in einer Sprache in Existenz treten. Wenn sie jetzt im Deutschen aus dem Zusammenhang verstanden wird (und das wird sie ohne Zweifel) oder sogar einwandfrei synthetisch ausgedrückt wird (*hiermit*), so ist an ihrer Existenz im Noetischen gar nicht zu rütteln. – Der Nutzen der oben entwickelten Noetik beruht nun darauf, daß ich bei Erforschung einer unbekanntten Sprache die Frage stellen kann, ja muß: wie wird der Effektivus in der Koinzidenz ausgedrückt, nämlich wenn ich die Leistungsdirektive in ihr untersuche. Die Vollständigkeit der Noetik nötigt dazu, wenn ich aber wie bisher als Untersucher von der Zufälligkeit meines einzelsprachlichen Systems ausgehe, komme ich gar nicht darauf, diese Frage zu stellen.

Für die syntaktischen Konstruktionen in den Wortverbindungen besteht der Nutzen der Noetik darin, daß der Untersucher das Zusammengehörige – auch wenn es formell geschieden ist – vereinen muß. Definiert man z. B. den Genetiv als Bedeutungsbereichseinschränkung, z. B. *domus patris*, so ist ersichtlich, daß *domus patruus* dasselbe meint und nun erhebt sich die Frage, ob Subst. ^{Subst. gen.} = Subst. Adj. ist, bzw. wie sie voneinander verschieden sind. Man wird die Frage aufwerfen müssen, ob es noch mehr gleichbedeutende Wortverbindungen gibt, wieweit man das eine für das andere setzen kann, und die Umformungsregeln der Sprache ergründen müssen.

Ich glaube also gezeigt zu haben, daß die Noetik der menschlichen Sprache in ihrem überall anwendbaren einfachsten Modell eine Dreidimensionalität aufweist, die bei genauerer Erforschung im einzelnen dazu beitragen wird, die Lehre von der Syntax zu verwissenschaftlichen, so wie die Phonetik dazu berufen gewesen ist, die Lehre von der Aussprache auf ein wissenschaftliches Niveau zu bringen.